

Fastnachtsbräuche im alten Neuenhaus

von Johann-Georg Raben

Der an Volkskunde stark interessierte Grafschafter Heimatforscher Georg Kip schreibt in einem Artikel aus dem Jahre 1922 über die Fastnachtsbräuche in Neuenhaus unter anderem Folgendes:

Der Eintritt der Fastenzeit wird in Neuenhaus in deutlichem Anklang an den Fastnachtstrubel der rheinischen und süddeutschen Städte und der romanischen Länder gefeiert [...]. Die Sitte, am Abend vor Eintritt der Fastenzeit allerhand Allotria zu treiben, wird in Neuenhaus seit jeher geübt. An diesem Abend verkleiden sich junge Mädchen und Burschen, und in allen möglichen Aufzügen begeben sich die Fastnachtsgecken von Haus zu Haus. Da treten Indianertrupps auf, hier Bärenführer, wobei der „Bär“ möglichst naturgetreu zu brummen hat, wieder andere lassen ihrer Phantasie in anderer Weise freien Spielraum und bringen allerhand Begebenheiten mehr oder weniger geschickt zur Darstellung. Das Eigentümliche an dem „Fasseloawend“ ist der „Fukepott“. Ein Gefäß irgendwelcher Art wird mit einer Schweineblase überzogen und luftdicht abgeschlossen. Ein glattes, dünnes Stäbchen muß sich aber in der Mitte befinden, und durch Auf- und Niederbewegen dieses Stabes wird ein merkwürdiges Geräusch, das „Fuk-Fuk-Fuk“, erzeugt. Einige der verkleideten und maskierten Kinder, die den Fukepott mit sich führen, haben es in der Handhabung dieses Instruments zu besonderer Fertigkeit gebracht. Sie gehen mit ihrem Fukepott von Haus zu Haus und singen dort, indem sie mit Eifer „fuken“, das Fasseloawendlied (1):

**Fasseloawend koump van-oawend
-- Klijnke up de Büsse!
Moder, sett mi `n Müssien up,
van-oawend koump mien Frijster.
Koump hee nich – ik haal em nich,
schlökk ock in mien` Arme nich.
Hebb soa lang` met de Fukepott lopen,
hebb gin Gäild, üm Broat to koapen –
van de Bakkerij, van de Backerij.
Geew mi `n Ssäint, dann goa `k verbij.**

In einer von Dr. Arnold Rakers überlieferten Version (in dem Buch „Volksreime und Sprichwörter aus der Grafschaft Bentheim“, Das Bentheimer Land, Band 5, 1930; siehe auch Lucie Rakers im „Grafschafter“, 1968, S. 492) sind nach den ersten sechs Versen noch die folgenden eingefügt:

**Dann haal ik Jakob Jansen,
dee sall up mien Flöitien spöll`n,
un ik will met em dansen.**

Und die zweite Zeile lautet bei Arnold Rakers: „klingeling in de Büsse!“, was meines Erachtens mehr Sinn ergibt als die Kipsche Version.

Als Belohnung erhielt der kleine Sänger oder die Sängerin früher einige Pfennige oder ein Plässien, von welchem Gebäck zu diesem Tage große Mengen hergestellt wurden. Am späteren Abend – die Kinder ziehen mit ihrem Fukepott meist in der Dämmerung umher – tauchen die größeren Fastnachtsgäste auf [...]. Sie treten meist mit großem Hallo auf und finden sehr oft die Türen der Häuser verschlossen, da sie nicht immer sehr willkommene Gäste sind. In den Kriegszeiten ist der Fasseloawend stets unbemerkt vorübergegangen [-- Kip meint hier sicherlich in erster Linie den drei Jahre zuvor zu Ende gegangenen Ersten Weltkrieg, JGR --], und auch in den Nachkriegsjahren hat man wenig von dem Allotria früherer Zeiten gemerkt. Schade wär`s jedoch, wenn der Fukepott in Vergessenheit geraten sollte.

Am Fastnachtsmorgen in aller Frühe werden die guten Neuenhäuser durch ein eigentümliches Blasen aus dem Schlummer gerissen. Die Bäckermeister künden durch lautes Tuten auf Lampenzylindern an, dass die warmen Bollen gar sind und dies Fastnachtsgebäck zu bekommen ist. Warme Bollen gibt`s nur an diesem einen Tag im Jahr. Es sind eine Art Brötchen aus Zwiebackteig, die unzerschnitten warm unter der Bezeichnung „Bollen“ zum Verkauf gebracht werden. In der Regel werden oder wurden sie früher (jetzt gibt`s ja in der Zwiebackbereitung noch Beschränkungen!) durchgeschnitten und zu Zwiebäcken ausgebacken. Am Fastnachtsmorgen aber wurden in Neuenhaus warme Bollen gegessen, und groß war die Freude der Kinder, wenn sie eine Bolle mit Korinthen mit zur Schule bekamen an Stelle des sonstigen einfachen Butterbrots. Wenn es demnächst wieder freie Wirtschaft auch für Mehl und Brot gibt, erleben die Bollen in Neuenhaus sicherlich ihre glorreiche Auferstehung. (In: Der Grafschafter, 16. Juni 1922)

In einem weiteren Aufsatz **(2)** beschreibt Kip „eine kleine Auseinandersetzung um die Berechtigung des Fastnachtsfeierns aus dem Jahre 1888“ – eine Auseinandersetzung, die den Leser schmunzeln lässt:

Ein Gegner der Fastnachtsfeier erinnerte in einem Leserbrief an die „Bentheimer Zeitung“ daran, dass die „Hochgräfliche Bentheimsche Straff- und Brüchtenordnung“, erlassen vom Grafen Ernst Wilhelm von Bentheim im Jahre 1690, noch nicht aufgehoben sei. Noch in Kraft seien daher die drei folgenden Paragraphen aus dieser Strafordnung (ich zitiere nach Kip):

- 1. Wer in seinem Hause Fastnachtsgelage wird anstellen oder halten lassen, soll 5 Reichthaler Strafe geben.*
- 2. Diejenigen, so Fastelabendfest halten, sollen vor Haupts [= pro Person, JGR] zwei und einen halben Reichsthaler Strafe geben, wie denn mit ebenmäßiger Strafe zu belegen sind, so in fraudem [= gesetzeswidrig, JGR] auf etliche Tage oder Wochen nach Fastelabend solche Fastnachtsgesellschaften anstellen und halten.*
- 3. Diejenigen, so in Mummerey laufen, sollen mit 5 Reichsthaler bestraft werden.*

Kip berichtet, dass schon in der nächsten Ausgabe der Zeitung ein anderer Leser zu der Frage des Erlaubtseins von Fastnachtsfeiern und „Mummerey“ Stellung nahm. Er meinte „nicht ungeschickt“ (wie Kip schreibt), es gelte in dieser Sache die Preußische Verfassung, in welcher es im ersten Absatz heiße:

Alle Preußen sind berechtigt, sich ohne vorgängige obrigkeitliche Erlaubniß friedlich und ohne Waffen in geschlossenen Räumen zu versammeln.

In der Tat gehörte die Grafschaft Bentheim seit 1866 zur Provinz Hannover des Königreichs Preußen; somit hatten also die Preußische Verfassung und das preußische Strafrecht in der

Grafschaft Geltung. Die „Straff- und Brüchten-Ordnung“ von 1690 konnte daher nicht mehr in Kraft sein.

Wahrscheinlich geriet sie schon im Jahre 1815 außer Kraft, als die Grafschaft Bentheim -- auf dem Wiener Kongreß -- dem Königreich Hannover zugeschlagen wurde.

Wenn Kip in der Überschrift seines Aufsatzes schreibt, dass „**die**“ Grafschafter vom Fastnachtstreiben „nichts wissen wollten“, so ist diese Aussage in ihrer Absolutheit sicherlich nicht richtig. „Nichts davon wissen“ wollten die Obrigkeit und Leute mit einer strengen Einstellung, darunter vor allem die strengen Calvinisten. Man darf aber vermuten, dass beim „einfachen Volk“ -- bis hinauf in bürgerliche Kreise -- das Fastnachtstreiben beliebt war.

Pastor Hans Adolf Rosenboom, der in Neuenhaus aufwuchs, beschreibt die Herstellung eines „Fukepotts“ noch etwas genauer als Georg Kip:

„Wir bauten uns den Fukepott aus einer Blechdose, über die als Trommelfell ein Stück aus einer Schweinsblase gespannt wurde. Die fielen beim Schlachten im Februar ab. In späteren, wärmeren Monaten konnte man nicht mehr schlachten und das Schwein nach draußen auf die Leiter hängen, weil dann schon die Hausfliegen schlüpften, ihre Eier in das Fleisch gelegt und es damit verdorben hätten. In dem Trommelfell steckte wiederum ein Schilfstengel, schön gehäutet und glatt. Man spuckte in die Hand und rieb den Stengel auf und ab. Das ergab ein dumpf dröhnendes Geräusch.“ (briefliche Mitteilung an Heimatfreunde Neuenhaus e.V. im Jahre 2007)

Es ist sicherlich angebracht, das oben zitierte „Fasseloawend“-Lied hier einmal ins Hochdeutsche zu übersetzen und dann zu versuchen, es zu deuten. Also:

Heute Abend ist Fastnachtsabend – Deckel auf die Büchse!
[oder: Klingeling in der Büchse!]
Mutter, setz mir`n Mützchen auf, heut abend kommt mein Liebster.
Kommt er nicht – ich werd` ihn nicht holen.
Dann schläft er eben auch nicht in meinen Armen.
[Dann hol` ich Jakob Jansen,
der soll auf meinem Flötchen spielen,
und ich will mit ihm tanzen.]
Ich bin schon so lange mit dem Fukepott gelaufen,
hab` kein Geld, um Brot zu kaufen – in der Bäckerei, in der Bäckerei.
Fukepotterei, Fukepotterei, gib mir `nen Cent, dann geh ich vorbei.

In der ersten Zeile wird der „Deckel“ auf die Geldsammelbüchse getan (beziehungsweise es wird der Ton nachgeahmt, den die Münze in der Sammelbüchse verursacht).

Verwunderlich ist nun in den darauf folgenden Zeilen die erotische Thematik – und das bei einem „lyrischen Ich“, das offensichtlich noch ein Kind ist (denn die Mutter soll ihm sein „Mützchen“ aufsetzen).

Dieses Kind ist offensichtlich ein Mädchen, und es hat offensichtlich „Beziehungsstreß“ mit seinem „Liebsten“. Einerseits erwartet es ihn anscheinend voller Sehnsucht, andererseits zeigt es sich entschlossen, ihn nicht zu „holen“ im Falle, dass er nicht kommt. Es will in dem Falle also ein „Schmollverhalten“ zeigen beziehungsweise sich mit jemand anders vergnügen. (Der Satz „dee sall up mien Flötien spöllen“ darf als eine Anspielung auf erotische Aktivitäten verstanden werden. Man darf vermuten, daß „Jakob Jansen“ als „kein Kind von Traurigkeit“

und als in erotischen Dingen unverklemmt galt.) Es ist klar: hier ist jemand sich unsicher, ob der Partner ihn liebt oder nicht.

Abgesehen von diesem „Beziehungsstreß“ ist das Mädchen, das hier spricht, auch noch aus einem zweiten Grunde ziemlich verzweifelt: Es braucht Geld, um sich davon Brot kaufen zu können. Zumindest tut es so, als habe es Hunger und als brauche es das Geld dringend, um nicht mehr hungern zu müssen.

Wenn der Fukepott-Sänger aus den beiden von ihm genannten Gründen als ein „Mensch in Not“, als „getrieben“ und als „nervlich angeschlagen“ erscheint, so ist dies ein ziemlich durchsichtiges Manöver, das den Zweck hat, seine Zuhörer mitleidig und gebefreudig zu stimmen. Durch Herausrüken eines Cents hat der Adressat des Liedes nun die Möglichkeit, sich als mildtätiger Mensch fühlen zu können und den möglicherweise auch lästigen und „nervenden“ Bittsteller loszuwerden.

Was den erotischen Inhalt des Liedes anbetrifft, so ist zu vermuten, dass hier ein kleines Liedchen über Liebesfrust und Liebespein, das einmal irgendwo – vielleicht in den Karnevalshochburgen des Rheinlandes – gedichtet wurde, sich zu einem Schlager und „Ohrwurm“ entwickelte und dann irgendwann auch seinen Weg ins Ems- und Vechteland fand, wo die am Fastnachtsabend herumziehenden Kinder es dann für ihren speziellen Zweck des Erbittens von kleinen Gaben einsetzten.

Daß auch in der Betätigung des Fukepotts und in der Schweinsblase, die hier zur Anwendung kommt, erotische Symbole stecken, sei hier nur angedeutet. (Die Handbewegung bei der Betätigung des Fukepotts ähnelt frappant der männlichen Masturbation.) Wohl nicht ohne Grund erinnert das Wort „Fuke“ an bestimmte „Vier-Buchstaben-Wörter“ im Englischen wie im Deutschen. Aber in der Hauptsache ahmt das Wort sicherlich den Ton nach, den dieses Gerät erzeugt.

Über die von ihm im obigen Zitat behandelten „warmen Bollen“ hat Georg Kip im „Grafschafter“ des Jahres 1960 (S. 679) noch ausführlicher geschrieben, und zwar u.a. Folgendes:

Ihre Herstellung war für den Bäcker ganz einfach. Man buk eben Zwiebäcke, schnitt das Gebäck dann aber nicht durch, so dass sich nicht wie sonst eine flache und eine „dicke Beschüte“ bildete, sondern verkaufte das unzerschnittene Gebäck als „Warme Bolle“.
[...] *Die Fastnacht ist ein Frühlingsfest. [Dessen Ursprung sieht Kip „in der Kultur unserer germanischen Vorfahren“. JGR] Noch haben die Winter-Dämonen Macht, und sie gilt es zu bekämpfen. Daher die Umzüge, lärmend und laut. Daher die körperliche Darstellung der Dämonen, z.B. in Bärengruppen. [...]*
Handelt es sich um ein Frühlingsfest, so verbindet sich mit ihm auch sicherlich ein Fruchtbarkeitszauber irgendwelcher Art. Wir haben ihn in den „Warmen Bollen“.

Es sei hier darauf hingewiesen, dass „the balls“ im Englischen die Hoden sind. Die Ähnlichkeit der Wörter „balls“ und „Bollen“ ist wohl kein Zufall; d.h. bei den „Bollen“ dürften die „balls“ mitgemeint sein.

Am Ende seines Aufsatzes bedauert Kip es, dass man die Sitte des „Warme Bollen“-Backens „nicht bis in die heutige Zeit herrüberretten konnte.“ In zwei nachfolgenden Nummern des „Grafschafter“ teilt er dann jedoch mit, dass es die „warmen Bollen“ in Nordhorn und Schüttorf zur Fastnacht noch gebe, wie er in der Zwischenzeit erfahren habe.

Es wäre doch sicherlich eine nette Idee, die „warmen Bollen“ in Neuenhaus (der „Heimat alter Bräuche“, wie die das Städtchen sich gern nennt) am Fastnachtstage wieder anzubieten!

Das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ (3) teilt mit, dass in andern Gegenden und zu andern Zeiten auch privat zu Fastnacht viel gebacken wurde und dass dies seine Ursache teilweise in abergläubischen Hypothesen hatte:

Gewaltig ist die Menge der zu Fastnacht gebackenen Kuchen, die zur gegenseitigen Besenkung dienen. Es muß auf dem Herde gebacken werden, sonst tanzen die Hexen darauf. Zum Kuchlebacken am schmutzigen Donnerstag darf der Schmalzhafen [= Schmalztopf, JGR] nicht leer werden, sonst bleibt er auch das ganze Jahr leer. Wer zu Fastnacht die Bretzel verachtet, kriegt Eselsohren. Wer keine Krappel backt, kann das Jahr durch nicht froh sein; ihn trifft Blitz, Hagel und Brand. (Band 2, S. 1259).

Wichtig ist, zu erkennen, was eigentlich der tiefere Grund der ganzen Fastnachtsverkleidung, des Sich-mit-schwarzer-Kohle-Schminkens etc., ist – nämlich erstens, dass die Akteure sich mehr oder weniger stark mit dem Bösen, mit Hexen, Geistern usw., identifizieren; zweitens, daß hier emotionale Ekstase, ein Sich-Öffnen gegenüber den „primitiveren“ Gefühlen, stattfindet; und drittens, daß hier Fruchtbarkeitsideen zum Ausdruck kommen. Das „Handbuch des deutschen Aberglaubens“ schreibt:

Fastenszeit ist eine Zeit der Geister und Hexen. Man schützt sich gegen beide durch Mistgabeln und alte Besen, auch durch Knoblauch. Das wilde Heer zieht um, und man schießt nicht, denn der wilde Jäger hat Macht über den Schützen. In Niederösterreich treibt das Pfinzdaweibl sein Wesen. Unter die auf allen Straßen herumtollenden Masken mischen sich oft fremde, unheimliche Gestalten. Unter den Perchten [4] machte sich manchmal, wenn das Toben allzu wild oder nach dem Aveläuten noch fortgesetzt wurde, die „wilde Perchta“ bemerkbar; dann war das Spiel gefährlich. Übrigens stellen die Masken selbst ihrem ursprünglichen Sinne nach zum großen Teile Geisterwesen dar. Sie heißen „Hexen“ und „Teufel“. Die „Schleicher“ (Huttler) wie auch die Teufel in den Faschingskomödien sollen sich etwas Geweihtes in die Stiefel tun, sonst hat der Teufel Gewalt über sie [!!!, JGR]. Mehrere, die das unterließen, wurden schon von ihm vertragen [= entführt, JGR]. In Thorn erschlug 1440 ein Bauer einen der „Teufel“, die seine alte Mutter wieder „jung machen“ wollten, in dem Glauben, es mit dem Gottseibeius [= dem Teufel, JGR] selbst zu tun zu haben. Nachbildungen bestimmter Tiergestalten tauchen überall auf, namentlich Bär und Pferd (Schimmelreiter), aber Burschen, die einmal ein Fastnachtspferd darstellten, kriegten es mit dem Teufel zu tun. Das wilde Gelärm der herumtobenden Schemen, Berchten, Huttler, oder wie sie sonst heißen, soll sowohl die der Fruchtbarkeit feindlichen Mächte verscheuchen wie auch das Korn „aufwecken“ und die Fluren ertragreich machen, und die Furcht vor einer Mißernte ist heute noch ein Hauptgrund für die Aufrechterhaltung dieser Bräuche. [5] Wegen ihrer geisterhaften Natur haben diese Gestalten überall die Freiheit, in den Häusern Lebensmittel aus der Küche und vom Feuer weg zu stehlen. [6] Auch bei den harmloser von Haus zu Haus ziehenden und Gaben heischenden Kindern und jungen Leuten deutet wenigstens das dumpf eintönige Gesumme des sie begleitenden Rummeltopfes [-- vergleiche die Neuenhauser „Fukepötte“, JGR --] die ursprüngliche Geisterstimme an und soll zugleich die bösen Dämonen verscheuchen.

(Band 2, S. 1252 f.; auf die Angabe der literarischen Quellen im Text wurde von mir verzichtet)

Kein Wunder also, dass der Sänger des Neuenhauser Fasseloawend-Liedes solch eine „schräge Gestalt“ spielt.

Auch Vorstellungen einer Fruchtbarkeitsmagie spielen bei dem ganzen „Mummenschanz“ eine Rolle, wie dieses Zitat zeigt. (7)

Verständlicher- und konsequenterweise wurde in der Grafschaft Bentheim von reformiert-kirchlicher Seite das Fastnachtsgeschehen – wegen seiner potenziellen Entfesselung böser Gestalten und seiner sexuellen Symboliken – stets sehr kritisch gesehen, auch wenn man die Obrigkeit nicht zum direkten Eingreifen aufforderte. Solange es bei dem oben zitierten „harmlosen Von-Haus-zu-Haus-Ziehen gabenheischender Kinder“ blieb, die sich etwas verkleidet und bemalt hatten, sah man keinen Handlungsbedarf. Über den erotischen Inhalt des Fasseloaawend-Liedes hörte man hinweg beziehungsweise nahm ihn gar nicht wahr. Zudem wurden Karneval und Fastnachtstreiben von den Reformierten als etwas Katholisches empfunden. Sich am Karneval zu beteiligen ist bei den Reformierten in der Grafschaft auch heute noch mehr oder weniger verpönt. Ich kann mich erinnern, daß im Saal der Gastwirtschaft Bangen in meinem überwiegend reformierten Heimatort Veldhausen in den 1950er bis 1970er Jahren in der Karnevalszeit ein so genannter „Kappenball“ stattfand. Der Name weist schon darauf hin, daß die meisten Teilnehmer an dieser öffentlichen Tanzveranstaltung nur eine angedeutete Verkleidung trugen – zumeist nur ein buntes Hütchen oder eine Pappnase, die man mit Hilfe eines Gummis befestigen konnte. Kaum jemand war so stark verkleidet, daß man ihn nicht erkennen konnte. (Das gelungenste Karnevalskostüm wurde übrigens prämiert.)

Seit einigen Jahren hat das aus England und den USA übernommene „Halloween“-Brauchtum praktisch die Funktion des alten Grafschafter Fastnachtsbrauchtums übernommen – allerdings zu einem andern Zeitpunkt im Jahr, wo der Fruchtbarkeitsgedanke nicht aktuell ist. (8)

Zu erwähnen ist abschließend, daß der VVV Neuenhaus und die Heimatfreunde Neuenhaus e.V. sich in jüngster Zeit darum bemühen, die Sitte des „Fukepottlaufens“ vor dem Vergessenwerden zu bewahren. Beim „Brauchtumstag“ (anfangs im Dezember, heute im Januar) pflegen einige Kinder mit „Fukepötten“ aufzutreten und das dazugehörige Lied zu singen. Die Fukepötte mit den getrockneten Schweinsblasen werden zu diesem Anlaß im Vereinsraum an der Morsstraße hergestellt.

In einem Heimatfilm von Johann Wolf aus den 1950er Jahren wird die Sitte des Fukepottlaufens gezeigt; auch die Herstellung des Fukepotts. Der Film ist bei den Heimatfreunden Neuenhaus e.V. vorhanden.

Interessante zusätzliche Informationen über Fastnachtsbräuche in der hiesigen Gegend habe ich am 6. Februar 2011 aus einem Vortrag im Emslandmuseum in Lingen (Burgstr. 28b) erhalten. Der Leiter des Museums, Dr. Andreas Eiyneck, sprach über das Thema „Von der Fastnacht zum Karneval“ und führte die Zuhörer anschließend durch die gleichnamige Ausstellung des Museums.

Zwischen den „wilden“ Bräuchen in der christlichen Vorfastenzeit und heidnischen Fruchtbarkeits- (und sonstigen) Sitten und Ritualen aus vorchristlicher Zeit sieht Eiyneck wenig oder gar keinen Zusammenhang. (9) Das Brauchtum vor der Zeit des Fastens sei eben dadurch entstanden, daß die Kirche den Aschermittwoch und die auf ihn folgenden Fastentage auf einem Konzil beschlossen habe. Aus der Bibel lasse sich jedoch eine bestimmte Fastenperiode nicht herleiten. Zwar habe Jesus selber viel gefastet und das Fasten allgemein empfohlen, aber er habe dafür keine bestimmte Zeit im Jahr festgelegt.

Dadurch daß die Kirche ihren Gläubigen die Fastenzeit verordnete, entstand einerseits das Bedürfnis, es sich vorher – mit reichlichem Essen und Trinken – noch einmal besonders gut gehen zu lassen; andererseits lag es nahe, die vorhandenen Vorräte aufzubrauchen, damit sie nicht in nutzloser Weise verdarben. (Hierzu muß gleich angemerkt werden, daß es sich

einbürgerte, bestimmte Speisen und Getränke von vornherein zu dem Zweck zu sammeln beziehungsweise herzustellen, bei den Fastnachtsfeierlichkeiten verzehrt zu werden.) Die Kirche duldete Jahrhunderte lang das Sich-Austoben der Menschen vor dem Aschermittwoch; im 19. Jahrhundert aber wurden strenge Bestimmungen erlassen. Zum Beispiel wurde nun vorgeschrieben, daß man insgesamt vierzig Stunden lang beten solle. Auch wurden, um dem Brauchtum mit seinen Exzessen an Essen und Trinken Paroli zu bieten, sozusagen „Ersatzfeiern“ eingeführt. Sie fanden z.B. im Saal einer Gastwirtschaft statt, wobei sogar der Pastor anwesend war, damit alles in einem gemäßigten Rahmen blieb. Auch katholische Vereine wie der Kolpingverein oder der Frauenkreis einer Gemeinde begannen nun, Karnevalsfeiern zu veranstalten. Und es entstanden die reinen Karnevalsvereine. Interessanterweise teilte Dr. Eiyneck in seinem Vortrag mit, daß die Umzüge in den Hochburgen des Rheinlandes – mit ihren vielen Uniformen und dem Gleichschritt der Musikkapellen – daraus entstanden sind, daß das Volk das verhasste preußische Militär karikieren und somit verspotten wollte. Ich will hier nicht auf die vielen Details des Vortrags von Dr. Eiyneck eingehen, sondern den interessierten Leser darauf hinweisen, daß am Emslandmuseum Lingen viel Material (darunter wertvolles Fotomaterial) zur Geschichte von Fastnacht und Karneval gesammelt worden ist – und zwar im Rahmen des von diesem Museum veranstalteten „Jahres des Brauchtums“ (2011), das sich auch den Frühlings-, den Sommerbräuchen und den Bräuchen im Herbst und am Jahresende widmet. Vermutlich wird das Museum zu diesen Themen darüber hinaus ein Buch herausbringen.

Der Heimatforscher Jan Mülstegen unterstreicht in einem Aufsatz **(10)** in der Neuenhauser Chronik von 2011, daß die Fastnacht von den verschiedenen Gesellschaftsschichten in Neuenhaus auf unterschiedliche Weise begangen wurde und daß sich diese „Verteilung“ der Teilnehmer zusätzlich auf der „Zeitschiene“ (wie man es formulieren kann) veränderte. Zusätzlich darf gesagt werden, daß bestimmte Gruppen – z.B. alte Leute und fromm reformierte Kreise – sich an den Fastnachtsbräuchen, wie bereits oben erwähnt, gar nicht beteiligten. Mülstegen schreibt:

Fastnacht wurde in Neuenhaus vor etwa 150 Jahren nur in sehr bescheidener Weise gefeiert. Die Sitte, an dem Abend vor dem Eintritt in die Fastenzeit allerhand Allothria zu treiben, war allgemein üblich. An diesem Abend verkleideten sich hauptsächlich Kinder und junge Erwachsene des kleineren Standes als Bettler. Die Fastnachtsnarren hatten gewöhnlich eine Maske vor dem Gesicht, ein altes Hemd übergezogen und in den Händen hielten sie einen so genannten Fukepott, die Fastnachtstrommel. Es war nicht ungewöhnlich, dass auch Jugendliche aus den "höheren Kreisen" der Stadt Fastnacht feierten. Diese erschienen gegen Abend in guter Verkleidung nur in den Häusern der Mitspielenden oder Bekannten. Einer aus der Gesellschaft hielt die Fastnachtsrede. Im Laufe des Abends wurden verschiedene lustige Vorträge gehalten und es wurde für leichte Unterhaltung gesorgt. Zum Schluss bekamen die Gäste eine Mettwurst, die sie in einem Gasthaus von der Wirtin braten ließen und hernach mit vielen „Söpies“ herunterspülten. In den 1920er Jahren verkleideten sich nur noch Kinder. Sie gingen in allen möglichen Aufzügen durch die Stadt. (Seite 399 f.)

Anmerkungen:

(1) Ich habe mir erlaubt, den Text in meiner eigenen Schreibweise des Plattdeutschen, die sich von der Kipschen Schreibweise unterscheidet, wiederzugeben. JGR

(2) Georg Kip: Die alten Grafschafter wollten vom Fastnachtstreiben nichts wissen. Die Hochgräfliche Bentheimsche Straff- und Brüchtenordnung [von 1690, JGR] verbot alle Fastnachtsgelage und Mummerey. In: Der Grafschafter, 1953, S. 13.
Vergleiche auch Heinrich Voort: Oberkirchenrat und Brauchtum in der Grafschaft Bentheim. Ein Beitrag zum Verhältnis von Herrschaft, Kirche und weltlichen Lebensfreuden. Der Grafschafter, 2008, S. 10 f.

(3) Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, herausgegeben von Hanns Bächtold-Stäubli. Berlin: Verlag Walter de Gruyter, 9 Bände plus Registerband, 1927-1942. Reprint 2000.

(4) Vergleiche das Stichwort „Percht“ im Brockhaus und anderen Enzyklopädien.

(5) Der holländische Skandinavist Dr. Jan ten Holt, Nimwegen, beschreibt einen Fruchtbarkeitsmythos, der unter den Sachsen seit vorchristlicher Zeit verbreitet gewesen sein soll:

Von den Bauern in der Twente und im Achterhoek wurde alljährlich ein Erntedankfest gefeiert. Die Bauern stellten sich dabei eine mythische Figur vor, die sie „Derk met denn Bäär“ nannten. Sie stellten sich vor, daß Dirk (oder Dietrich) auf einem Wildschwein -- einem Eber -- durch die Felder reitet, wobei der Eber die Erde zertrampelt, sie aufwühlt und hierdurch den Boden fruchtbar macht. In vorchristlicher Zeit nannte man diese Bauernsagenfigur „Fro“. Er war der Fruchtbarkeitsgott, der es regnen und die Sonne scheinen ließ, wodurch das Getreide wachsen konnte. Im Dänischen und Schwedischen bezeichnet das Wort „frö“ das Getreidekorn oder Saatkorn (niederländisch „zaadkorrel“). (Zitiert aus einem Brief Dr. ten Holts an mich vom Dezember 2010. Zitat von mir aus dem Holländischen übersetzt.)

Der russische Komponist Igor Strawinski hat ein musikalisches Ballett (1913 in Paris uraufgeführt) verfasst mit dem Titel „*Le sacre du printemps*“, das ein heidnisches Fruchtbarkeitsritual im Frühling darstellt. Titel und Untertitel lauten auf Deutsch: „*Die Frühlingsweihe. Bilder aus dem heidnischen Russland in zwei Teilen*“. Der Komponist fasst das Thema dieses Werkes so zusammen: „Alte weise Männer sitzen im Kreis und schauen dem Todestanz eines Mädchens zu, das geopfert werden soll, um den Gott des Frühlings günstig zu stimmen.“ (Vergleiche Wikipedia)

Ob und, wenn ja, wo es solche Rituale gegeben hat, darüber kann eventuell die ethnologische Forschung Auskunft geben.

(6) Dieses Verhalten wurde in der Grafschaft Bentheim noch in den 1950er und 1960er Jahren zuweilen am „Handgifttag“ (2. Januar) von den Teilnehmern am Kloatscheeten praktiziert. Sie gingen nach der Beendigung dieses Brauchtumssports in private Häuser, und wenn dort die Familie beim Abendessen saß (oder auch nicht), taten sie sich an den auf dem Tisch stehenden oder anderswo im Hause vorhandenen Lebensmitteln gütlich – ganz so, als hätten sie dazu ein ungeschriebenes Recht. Auch anderer Schabernack (zum Teil zerstörerischer Art) wurde von ihnen betrieben. Sie taten also so, als hätten sie an diesem Tage „Narrenfreiheit“. Vermutlich kam ein solches Verhalten in der Grafschaft in früheren Zeiten auch wohl zur Fastnacht vor. (Dr. Eiyneck erwähnte es -- in seinem weiter unten beschriebenen Vortrag -- ebenfalls.)

(7) Es muß hier angemerkt werden, daß die fruchtbarkeitskultische Deutung von Volksbräuchen umstritten ist:

Die fruchtbarkeitskultische Deutung von Volksbräuchen in Mitteleuropa hat im vorigen Jahrhundert [= im 19. Jahrhundert, JGR] der Rekonstruktion einer niederen Mythologie aus vorchristlicher Zeit gedient (W. Mannhardt); sie gilt heute als weitgehend unhaltbar, lebt aber in der Überlieferung zäh weiter. (Brockhaus, Stichwort „Fruchtbarkeitszauber“)

Bei den Naturvölkern dagegen sei der Fruchtbarkeitszauber „ein weitverbreitetes Bemühen, mit magischen und rituellen Mitteln der Vermehrung von Mensch und Tier, dem Wachstum der Pflanze und dem Fruchttragen zu dienen.“ (ebendort)

Ich meine hierzu, daß es logisch wäre, davon auszugehen, daß das Praktizieren von Fruchtbarkeitszauber (und das damit zusammen hängende Denken in Kategorien von Saat, Fruchtbarkeit und Absterben, Tod und Wiedergeburt) ein allgemein-menschliches Phänomen ist, das man auf der gesamten Erde antrifft. Fruchtbarkeitskultisches Denken und Handeln heidnischer Art hat sich sicherlich auch in den christlichen Ländern Europas an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Formen erhalten, auch wenn es durch christlichen Einfluß und das moderne wissenschaftliche Denken stark eingeschränkt worden ist.

Zu dieser Thematik gehört auch der Dionysos-Kult der Griechen und Römer:
„Dionysos war zugleich der Gott der Fruchtbarkeit und Gott der Ekstase; dies ergibt sich aus vielen Zügen seines Kultes.“ (Brockhaus, Stichwort „Dionysos“. Siehe dort ausführlicher über den Dionysos-Kult. Vergleiche auch Aussagen des Philosophen Friedrich Nietzsche über „das Dionysische“)

Ein Kulturwissenschaftler hat übrigens einmal (dem Sinne nach) gesagt, eines der Hauptmerkmale des Nationalsozialismus sei seine „Legitimation des Auslebens primitiver emotionaler Impulse“ gewesen, also sozusagen die Aufforderung: „Lebt euren Haß, euren Egoismus etc. aus, befreit euch von moralischen Bedenken“. Diese Diagnose des Wissenschaftlers ist sicherlich richtig. Daß die Nationalsozialisten den Philosophen Nietzsche – der das Denken in moralischen Kategorien überwinden wollte und von der „blonden Bestie“ schwärmte -- als einen Vordenker ihrer Weltanschauung betrachteten, kommt nicht von ungefähr.

Hinweisen möchte ich noch darauf, daß der englische Dramatiker T.S. Eliot (1888-1965) sich bemüht hat, seinen Theaterstücken ein Grundschema von Tod und Wiedergeburt zu unterlegen. (Vergleiche Zusammenfassungen seiner Dramen in Kindlers Literatur Lexikon)

(8) Ich habe selber im Dezember 1982 gesehen, dass am Abend des Nikolaustages in Salzburg groteske Teufelsgestalten (die „Crampusse“) in der Stadt herumliefen und die Leute erschreckten, während der heilige Nikolaus auf einem zentralen Platz der Stadt seine Geschenke verteilte. Also auch hier eine spielerische Entfesselung böser Mächte – in bemerkenswertem Kontrast zu dem heiligen Mann.

In einer Sendung des Deutschlandfunks über den heiligen Nikolaus von Myra wurden solche Schreckgestalten auf die germanische Mythologie zurückgeführt:

Sprecher: Aber der Schutzpatron der Kinder [= der heilige Nikolaus] blieb nicht lange allein. Schon aus dem Mittelalter wird überliefert, dass an den traditionellen Nikolausumzügen auch maskierte Gestalten teilnahmen, die zum Fürchten aussahen. Vor allem von Teufeln und Dämonen ist die Rede. Die Begleiter des Nikolaus stellten auf jeden Fall immer etwas Bedrohliches dar.

Sprecherin: Hier kommen nun plötzlich Figuren zum Vorschein, die aus der vorchristlichen Zeit im volkstümlichen Brauchtum lebendig geblieben waren. Die christlichen Missionare hatten die germanische Götterwelt einst zu Teufeln und Dämonen umgedeutet. Diese Schreckgestalten, die durch die Volkssagen lebendig geblieben waren, standen nun als ständige Bedrohung im Kontrast zur christlichen Religion. Neben einem gutmütigen, kinderlieben Heiligen wie Nikolaus verkörperten die Gestalten der germanischen Götterwelt das Böse, dem alle diejenigen ausgeliefert waren, die vom rechten und gottesfürchtigen Weg abkamen. Während Nikolaus die braven Kinder mit Äpfeln und Nüssen belohnt, drohten seine Begleiter den unartigen Kindern damit, sie in einen Sack zu stecken und mitzunehmen oder zumindest mit der Rute zu schlagen. Einer der bekanntesten dieser dunklen Gesellen ist Knecht Ruprecht.

Sprecher: Sein Name geht auf das Wort "Hruod-Percht" zurück, das soviel wie der "Ruhmglänzende" bedeutet. Das war einst der Beiname des germanischen Gottes Wodan gewesen, der dann während der christlichen Missionierung im frühen Mittelalter als abscheulicher Dämon dargestellt worden war. In den Volkssagen war er jetzt als Schimmelreiter zum Anführer der so genannten "wilden Jagd" geworden. Damit war das Umherziehen der Totengeister in der dunklen Jahreszeit gemeint. Diese Percht- oder Rauhnächte im Dezember waren tief im Volksglauben verankert und in mancherlei Brauchtum erhalten geblieben.

Zitator: Wodan erscheint als Führer der abgeschiedenen Seelen, der Totenschar, die auch lebende Menschen mit sich hinwegführt. Um die wilde Jagd, die durch die Luft reitet, gnädig zu stimmen, stellt man Speisen auf die Dächer. Auch die Percht-Frau gehört zu dieser Horde, die die fleißigen Spinnerinnen belohnt, während sie faule und nachlässige hart bestraft.

Sprecherin: Die Gestalten der germanischen Mythologie mit ihrer christlichen Uminterpretation und das dazu passende Volksbrauchtum im Dezember wurden so im Laufe der Zeit mit den Nikolausgeschichten kombiniert. Wobei natürlich im christlichen Mittelalter die Rolleneinteilung bereits genau festgelegt war.

(Aus dem Manuskript der Sendung: „Nikolaus von Myra – Eine religionsgeschichtliche Spurensuche. Von Rüdiger Achenbach. Gesendet im Deutschlandfunk am 3. und 4. Dezember 2009 in der Reihe „Tag für Tag. Aus Religion und Gesellschaft“)

(9) In der Tat kann man hier meiner Ansicht nach auf Versuche, historische Einflüsse aufzuzeigen oder zugrunde liegende Fruchtbarkeitsmythen nachzuweisen, auch durchaus verzichten und stattdessen auf das allgemeinmenschliche Bedürfnis hinweisen, ab und zu in lustvoller Weise „die Sau herauszulassen“, Kontakt zu archaischen Gefühlen zu bekommen, also das gewohnte kontrollierte Verhalten, das unlustvolle Spannungen aufgebaut hat, aufzugeben (– auch auf die Gefahr hin, daß auf solchen Kontrollverlust das „dicke Ende“ folgt).

Auch das Bedürfnis, einmal jemand anders zu sein, in eine andere Rolle zu schlüpfen, den normalen Alltag zu vergessen und Neues zu erleben, scheint hier bedeutsam zu sein. (Vergleiche auch die Anmerkung 7, in der die Umstrittenheit der fruchtbarkeitskultischen Deutung von Volksbräuchen erwähnt wird.)

(10) Jan Mülstegen: Brauchtum, Traditionen, Spiele und Sprache. In: Neuenhaus. Ansichten und Einblicke. Aspekte einer Stadtgeschichte. Herausgegeben von der Stadt Neuenhaus und der Volkshochschule Grafschaft Bentheim. Bad Bentheim: Hellendoorn KG, 2011, S. 394-423.

(Mülstegens Beitrag behandelt die verschiedenen Formen des Grafschafter und speziell des Neuenhauser Brauchtums. Vergleiche zum Brauchtum auch den Artikel „Geburts- Heirats- und Begräbnissitten in der Grafschaft Bentheim“ in Swenna Harger und Loren Lemmen,

Auswanderung aus der Grafschaft Bentheim nach Nordamerika. Herausgegeben von der Volkshochschule Grafschaft Bentheim, 1996.)

Ergänzender Literaturhinweis:

Der Philosoph Robert Faller hat mehrere tiefsinnige Bücher zu dem Thema Brauchtum, Ritual, Tradition verfasst.